

# ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHE PHILOLOGIE (ZfdPh)

Herausgegeben von

Werner Besch · Norbert Otto Eke · Eva Geulen · Thomas Klein ·  
Norbert Oellers · Ursula Peters · Hartmut Steinecke · Helmut Tervooren

*127. Band 2008 · Viertes Heft*

---

## EMOTION UND WIRKLICHKEIT

Realistische Literatur um 1770

von Johannes F. L e h m a n n, Essen

### *Abstract*

Der Beitrag rekonstruiert den Begriff „Gefühl“, der im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts für die Selbstbeschreibung des Menschen zentral wird. Das Gefühl, das zeitgenössisch als ‚Selbstgefühl‘ bestimmt wird, impliziert, dass Umweltreferenz nun immer zugleich Selbstreferenz voraussetzt. Das entspricht zugleich der neuen Lehre von Epigenese und Organismus. Ihr Begriff der Bildung kann so vom Leben auf die Seele des Menschen übertragen werden (Tetens). So werden Entwicklungsgeschichten des Menschen möglich, die das Innen (Gefühl) und das Außen (Situationen, Umstände) prozessual verklammern. Vor diesem Hintergrund wird der Realismus des Sturm und Drang als ein Zugleich von Innenweltimagination und Außenweltdokumentation gefasst.

This article reviews the concept of feeling (“Gefühl”), which becomes crucial for the definition of the self during the last third of the 18th Century. The contemporary definition of feeling as a “sense of self” (“Selbstgefühl”) implies that any reference to the environment is now consistently grounded in the reference to the self. This notion corresponds to the new doctrine of epigenesis and the organism. The concept of the formation of organic life (“Bildung”) in this doctrine can be transferred to the soul (Joh. N. Tetens). This allows for histories of the development of man which successively integrate the inner self (Gefühl) and the outside world (situations, conditions). Placed against this background, the realism of the “Sturm und Drang” is conceived as comprising both inner imagination and the documentation of the outside world.

Emotionen sind, in welcher Weise auch immer, Gegenstand der Literatur, zugleich aber sind sie immer auch Gegenstand von wissenschaftlichen Disziplinen und kulturellen Praktiken. So wissen im 17. und 18. Jahrhundert etwa die Philosophie, die Rhetorik, die Affektenlehre und die Medizin, und im 19. Jahrhundert dann die Psychologie und auch die Soziologie, etwas über die Emotionen des Menschen. Neben den hier zu beobachtenden diskursiven Umcodierungen und Umgruppierungen verändern sich auch kulturelle Praktiken im Umgang mit Emotionen, etwa das Theater (das mit der Erfindung der Vierten Wand emotionale Einfühlung gewissermaßen blickorganisatorisch institutionalisiert<sup>1</sup>) oder Strafpraktiken (die sich mit der Erfindung der Guillotine bemü-

---

<sup>1</sup> Vgl. Johannes F. Lehmann: Der Blick durch die Wand. Zur Geschichte des Theaterzuschauers und des Visuellen bei Diderot und Lessing, Freiburg 2000, S. 141–155.

hen, Schmerzgefühle nicht wie ehemals in der qualifizierten Todesstrafe zu steigern, sondern zu minimieren).<sup>2</sup> Fragt man nach den Beziehungen und Verknüpfungen zwischen der Erscheinungsweise und der Rolle der Emotionen in literarischen Texten, dem jeweiligen Wissen über Emotionen und den kulturellen Praktiken, dann steht dahinter zum einen die Annahme, dass die Emotionen des Menschen eine Geschichte haben bzw. dass sie kulturell codiert sind, und zum anderen, dass die Literatur Teil dieser Geschichte ist und Teil hat an der kulturellen Codierung.

Ich möchte im Folgenden aus diesem weiten Themenkomplex eine Frage herausgreifen, die – wie ich glaube – die Existenz der Literatur und ihre Umweltreferenz seit 1770 im Kern betrifft. In einem ersten Schritt geht es dabei um die diskursive Freilegung des Begriffs des ‚Gefühls‘ seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. In einem zweiten Schritt soll gezeigt werden, dass mit dem Begriff des Gefühls – und vor dem Hintergrund epigenetischen Denkens – innerseelische Entwicklungsgeschichten freigesetzt werden, die immer schon Außenweltgeschichten voraussetzen. Dies wiederum kann – drittens – auf den ‚Realismus‘ der Literatur um 1770, d.h. auf die Wirklichkeitsreferenz der Sturm-und-Drang-Texte, bezogen werden. Bislang hat man diesen Zusammenhang in der Ästhetik des Sturm und Drang mit Hilfe der Begriffe „Natur“ und „Leidenschaft“ versucht zu fassen, d.h. im Sinne einer Nachahmungspoetik, die sich eine von Zwängen befreite Natur zum Gegenstand wählt.<sup>3</sup> Hier dagegen soll der Konnex von Emotion und Wirklichkeit anders gefasst und anders kontextualisiert werden, nämlich im Hinblick auf den psychologischen Diskurs des Gefühls und den biologischen Diskurs der Epigenese. Sieht man die Verknüpfung zwischen beiden, kann man den Realismus seit 1770 jenseits von rousseauistischer Naturbegrifflichkeit verstehen.

## 1. Gefühl

Die Arbeit des 18. Jahrhunderts an der Theorie des Affekts besteht im Wesentlichen darin, die im 17. Jahrhundert entwickelte Analyse des Affekts im Sinne einer Entsprechung von Repräsentation (Vorstellung) und affektiver Bewegung<sup>4</sup> zu überschreiten, hin zu einer Unterscheidung von Gefühl, Affekt und Leidenschaft, d.h. im Hinblick auf ein *Erleben* des Affekts. Die alten Affektentitäten aus der Rhetorik werden jetzt aufgelöst und an ihre Stelle tritt eine „Unendlichkeit der Gefühlsverschiedenheiten“.<sup>5</sup> Die Psychologie als empirische Wissenschaft wird über jenem Raum des ‚Gefühls‘ entwickelt, der zwischen Wille und Vorstellung Ende des 18. Jahrhunderts diskursiv frei-

---

<sup>2</sup> Vgl. hierzu grundlegend: Roland Borgards: Poetik des Schmerzes. Physiologie und Literatur von Brockes bis Büchner, München 2007, S. 341–392.

<sup>3</sup> Vgl. zum Beispiel den Abschnitt „Natur und Leidenschaft“ in Matthias Luserke: Sturm und Drang, Stuttgart 1997, S. 87–97.

<sup>4</sup> Im 17. Jahrhundert werden Affekte als Verkettungen von Bewegungen analysiert, und zwar so, dass sowohl die Vorstellungen als (physiologische) Bewegungen und die physiologischen Bewegungen als Vorstellungen gedacht werden. Vgl. Rüdiger Campe: Affekt und Ausdruck. Zur Umwandlung der literarischen Rede im 17. und 18. Jahrhundert, Tübingen 1990, S. 341–344.

<sup>5</sup> Friedrich Eduard Beneke: Psychologische Skizzen, Bd. 1: Skizzen zur Naturlehre der Gefühle, in Verbindung mit einer erläuternden Abhandlung über die Bewußtwerdung der Seelenthätigkeiten, Göttingen 1825, S. 44.

gelegt wird. Der Affekt hört auf, allein auf die Sphäre der Vorstellung bezogen und als eine dunkle Vorstellung, als Wille bzw. Begehren betrachtet zu werden.<sup>6</sup> Vielmehr ist er nun die Steigerung und das Extrem eines Gefühls. Seitdem sind Affekte (oder wie wir heute sagen: Emotionen) Gefühle, die man, seit Tetens und Kant, „gewohnt ist bey den Gefühlen abzuhandeln.“<sup>7</sup> Was aber ist das Gefühl?

Gefühle aber sind keine Vorstellungen, kein Bewußtseyn, keine Empfindungen, keine Reitzungen des Körpers, keine daraus entspringenden Vorstellungen, keine bloß vom Körper her erregte Gefühle; auch nicht das Getast und Gespür: sondern eine mit Kenntnissen und Bewußtseyn in der Seele zusammen bestehende ganz eigene Gattung von Inlagen, davon die Hauptarten Lusten und Unlusten sind.<sup>8</sup>

Das Gefühl, im Sinne einer nun ganz eigenen Gattung von „Inlagen“, wird entwickelt als eine Art ständig arbeitender seelischer Selbstwahrnehmungs- bzw. Rückmeldungsapparat. Das Gefühl meldet „die Beziehungen der gefühlten Objekte auf die gegenwärtige Beschaffenheit der Seele und ihrer Vermögen und Kräfte.“<sup>9</sup> „Nur jetzige Veränderungen, gegenwärtige Zustände von uns, können Objekte des Gefühls seyn.“<sup>10</sup> Im Zentrum der Rückmeldung durch das Gefühl steht die jeweils *gegenwärtige* Beschaffenheit, das Moment der Veränderung: Ein Gefühl ist, so formuliert etwas später Schmid, „keine bleibende Bestimmung, sondern eine *Veränderung* meines Gemüthes“<sup>11</sup>, und, so heißt es an anderer Stelle, „der Zustand unseres Gemüthes wird unaufhörlich verändert.“<sup>12</sup> Das Entscheidende bei der diskursiven Unterscheidungsarbeit, die das Gefühl von Vorstellungs- und Begehrensvermögen abtrennt, ist, wie bereits angedeutet, die Dimension der Zeitlichkeit bzw. der permanenten Gegenwärtigkeit. Das Gefühl arbeitet, anders als der alte Begriff des Affekts (der eine Figur der Bewegung,

---

<sup>6</sup> Johann Friedrich Herbart: Lehrbuch zur Psychologie, 2., verbesserte Aufl., Nachdruck d. Ausgabe Königsberg 1834, Amsterdam 1965, S. 76, formuliert bereits rückblickend: „In dem weiten und dunklen Raume neben dem Vorstellen hat man nun neuerlich die Gränze gezogen zwischen Fühlen und Begehren.“ Bei Johann Christoph Gottsched: Erste Gründe der gesammten Weltweisheit Praktischer Teil, in: Ders.: Ausgewählte Werke, hg. v. Joachim Birke, fortgeführt v. Phillip M. Mitchell, Bd. V/2, hg. v. Phillip M. Mitchell, Berlin, New York 1983, S. 335, dagegen kann man noch lesen: „Die Gemüthsbewegungen entstehen aus der sinnlichen Begierde, und dem sinnlichen Abscheue. Diese aber, nehmen aus dem undeutlichen Erkenntnisse des Bösen und Guten, ihren Ursprung.“

<sup>7</sup> Herbart [Anm. 6], S. 77. Herbart bestreitet dann die Identifizierung von Gefühl und Affekt, hält sich aber trotzdem an die Darstellungskonvention, die Affekte bei den Gefühlen abzuhandeln.

<sup>8</sup> So die Definition des Gefühls bei Johann Heinrich Abicht: Psychologische Anthropologie. Erste Abteilung. Aetiologie der Seelenzustände, Erlangen 1801, S. 61.

<sup>9</sup> Johann Nicolaus Tetens: Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung, Bd. 1, Hildesheim, New York 1979, S. 184. Ähnlich auch Friedrich Eduard Beneke: Lehrbuch der Psychologie, Berlin, Posen, Bromberg 1833, S. 157, er nennt Gefühl „das unmittelbare Bewußtsein, welches uns in jedem Augenblicke unseres wachen Lebens von der Beschaffenheit unserer Thätigkeiten und Zustände inwohnt.“

<sup>10</sup> Tetens [Anm. 9], S. 170.

<sup>11</sup> Carl Christian Erhard Schmid: Empirische Psychologie, Jena 1791, S. 259f. (Hervorhebung im Orig.).

<sup>12</sup> Ebd., S. 275.

eine vorübergehende ‚perturbatio animi‘ beschreibt), immer.<sup>13</sup> Es bezeichnet kein Ereignis und auch keine Störung, sondern eine notwendige und unhintergehbare, stets gegenwärtige „passive Modifikation der Seele“<sup>14</sup>: „Das Gefühl hat nur mit gegenwärtigen Dingen zu thun“<sup>15</sup>, es besteht „in keinem Bestreben, in keinem Ansatz, eine neue Veränderung zu bewirken. Es gehet nicht über das Gegenwärtige hinaus.“<sup>16</sup>

Tetens gewinnt diese Definition des Gefühls über eine Selbstspaltung im Subjekt, über, so könnte man in Anlehnung an die Systemtheorie formulieren, die Unterscheidung von Beobachtung und Beobachtung der Beobachtung. Einerseits gibt es die sinnliche Wahrnehmung (die Empfindung) und die Vorstellung im Geist. Und andererseits gibt es eine Instanz, die diese Vorstellung und ihre Lust-/Unlustqualitäten fühlt (beobachtet). Diese innere Beobachtungsinstanz, die Registratur des „innern Sinnes“<sup>17</sup>, ist Subjekt des ‚Gefühls‘. Es ist daher der Philosoph, Mathematiker und spätere Staatsrat in Kopenhagen Johann Nicolaus Tetens (1736–1807), der aufgrund seines philosophischen Hauptwerks, „Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung“, das als Frucht seiner Zeit als Philosophieprofessor in Kiel (1776–1789) entstand, als Begründer der wissenschaftlichen, empirischen Psychologie gilt. Mit diesem Werk, das jenseits von wolffianischer Schulphilosophie, jenseits von französischem Materialismus und auch mit Abstand zur englischen Assoziationspsychologie einen empirischen Weg zur Erforschung der Seele einschlägt, hat Tetens stark auf Kant gewirkt. Tetens begründet in der Vorrede, methodisch der „Naturlehre“ und den Psychologen einer „Erfahrungs-Seelenlehre“ zu folgen, die die „Modifikationen der Seele so nehmen, wie sie durch das Selbstgefühl erkannt werden.“<sup>18</sup> Tetens entdeckt so den Begriff des „Selbstgefühls“<sup>19</sup> als jene Instanz der inneren Beobachtung, deren Tätigkeit weder Vorstellung noch Wille ist. „So entsteht die Dreiteilung in Gefühl (d.h. Modifikabilität und Bewußtsein davon!), Verstand und Willen.“<sup>20</sup> Diese Teilung in die „drei Hauptformen

---

<sup>13</sup> Vgl. Charles Bonnet: *Essai analytique sur les facultés de l'ame*. Tome I, 2. Aufl., Kopenhagen 1769, S. 114–116, der hier das Empfinden als ‚andauernde Aktivität‘ der Seele fasst, die er mit der Trägheitskraft ruhender Körper („sa force d'inertie“) vergleicht. Dieses Bild benutzt auch Jakob Michael Reinhold Lenz sowie Tetens [Anm. 9], S. 620. Später dann definiert Beneke [Anm. 5], S. 35, das Gefühl als das „in jedem Lebensaugenblicke Statt findende Sich-gegen-einander-messen der Seelenthätigkeiten.“ (Hervorhebung im Orig.).

<sup>14</sup> Tetens [wie Anm. 9], S. 173.

<sup>15</sup> Ebd., S. 170.

<sup>16</sup> Ebd., S. 171. Und auch da, wo das Gefühl doch als Grundlage eines Bestrebens des Gemütes gedacht wird, den momentanen Zustand zu erhalten oder zu verlassen, wird das Gefühl doch von diesem Bestreben selbst unterschieden. Siehe etwa Schmid [Anm. 11], S. 262f. Indem im Begriff des Gefühls der Lust-/Unlust-Aspekt vom Aspekt des Begehrens unterschieden und getrennt wird, ist auch allererst die Möglichkeit gegeben, ein Wohlgefallen zu denken, das interesselos bzw. „ohne ein weiteres Interesse“ (Tetens [Anm. 9], S. 188) ist und ein angenehmes Gefühl erzeugt, insofern in ihm die Tauglichkeit der eigenen Vermögen und Kräfte gefühlt wird.

<sup>17</sup> Ebd. S. 59.

<sup>18</sup> Alle drei Zitate ebd., S. IV.

<sup>19</sup> Ebd., S. 180. Tetens definiert weiter unten das Selbstgefühl als „das Gefühl jedweder Art von inneren Zuständen und Veränderungen für sich betrachtet, so wie sie für sich in uns vorhanden sind.“ Ebd., S. 190.

<sup>20</sup> So kommentiert Max Dessoir diese Leistung von Tetens. Max Dessoir: *Geschichte der neueren deutschen Psychologie*, 2. völlig umgearbeitete Aufl., Amsterdam 1964, S. 344. Bei Abicht [Anm. 8] sind das Herz (Gefühlskraft), Geist (Vorstellungskraft) und Gemüt (Willenskraft).

des psychischen Lebens“<sup>21</sup> ist noch in den heutigen Lehrbüchern der Emotionspsychologie grundlegend.<sup>22</sup> Hier allererst entsteht dasjenige, was wir heute das Emotionale oder auch das Psychische nennen. Kant wiederum zürnt dann den modernen Sprachgebrauch von Gefühl fest, indem er es von der Empfindung terminologisch unterscheidet und angibt, das, „was jederzeit subjektiv bleiben muß und schlechterdings keine Vorstellung eines Gegenstandes ausmachen kann, mit dem sonst üblichen Namen des Gefühls benennen“<sup>23</sup> zu wollen.

Das Gefühl, wie es gegen die Vorstellung und die Begierde abgegrenzt wird, ist immer Selbstgefühl, insofern es nicht nur die eigenen Beobachtungen ‚beobachtet‘, sondern zugleich die eigene Beobachtungsfähigkeit fühlend rückmeldet. „Demnach“, so formuliert auch Abicht, „sind alle unsere Gefühle Selbstgefühle.“<sup>24</sup> Objekt dieses Gefühls sind die eigenen Kräfte, die „Vollkommenheiten des Selbst“.<sup>25</sup> Insofern ist das in alle Akte des Bewusstseins, wie Ignaz Schmidt formuliert, „eingeflochtene“ Selbstgefühl zugleich eine „nie ganz versiegende Quelle des Vergnügens; sein [des Menschen, J. F. L.] erstes und letztes Bedürfnis aber, es allzeit lebhaft zu erhalten, zu verstärken und zu erhöhen.“<sup>26</sup> Tetens verdeutlicht das am Beispiel des Gefühls des Guten und des Wahren. Als gut fühlen wir die Objekte, die wir als eine solche Modifikation der Seele erleben, die „ihre Kraft stärken“.<sup>27</sup> Ähnlich beim Gefühl der Wahrheit: Als wahr empfinden wir jene Vorstellung, die sich „leichter mit den übrigen, die schon vorhanden sind“, vereinigt und daher als eine angenehme „Veränderung in der Erkenntnißkraft“<sup>28</sup> gefühlt wird. Das Wahrheitsgefühl kommuniziert demnach nicht die Deutlichkeit der Vorstellung im Sinne verlässlicher Repräsentationen der Außenwelt, sondern es kommuniziert und modifiziert den Zustand der eigenen Erkenntniskräfte, ein Sichfühlen im eigenen, leicht und ohne Widerstand arbeitenden Denkvermögen.<sup>29</sup> Das Gefühl kommuniziert Fremdreferenz über Selbstreferenz: „Folglich ist kein Objekt denkbar, welches *unmittelbar* und *an sich fühlbar* wäre, als die im Grundsätze genannten ‚selbsterwerblichen Vollkommenheiten der Seelenkräfte eines Jeden“.<sup>30</sup> Schon bei Ignaz

<sup>21</sup> Joseph W. Nahlowsky: Das Gefühlsleben. Dargestellt aus praktischen Gesichtspunkten, Leipzig 1862, S. 41.

<sup>22</sup> Vgl. Dieter Ulich: Das Gefühl. Eine Einführung in die Emotionspsychologie, 3. Aufl., München 1995, S. 17: „Der dreigeteilte Mensch.“

<sup>23</sup> Immanuel Kant: Gesammelte Schriften, hg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 5, Abt. 1, Werke. Kritik der praktischen Vernunft. Kritik der Urtheilskraft, Berlin 1913, S. 206. Vgl. auch die Arbeit von Karl Bernecker: Kritische Darstellung der Geschichte des Affektbegriffes. (Von Descartes bis zur Gegenwart), Berlin 1915, S. 86–97.

<sup>24</sup> Abicht [Anm. 8], S. 68. Heinrich Benedikt von Weber: Vom Selbstgeföhle und Mitgeföhle. Ein Beytrag zur pragmatischen Anthropologie, Heidelberg 1807, S. 9: „Alle noch so verschiedenen Geföhle unsers Gemüths, so viele besondere Namen wir ihnen auch geben, lassen sich aber im Grunde auf *eines*, auf das *Selbstgeföhle* zurückführen und constituieren nur verschiedene Modifikationen dieses Selbstgeföhls.“ (Hervorhebung im Orig.).

<sup>25</sup> Ebd., S. 68.

<sup>26</sup> [Michael Ignaz Schmidt]: Die Geschichte des Selbstgeföhls, Frankfurt, Leipzig 1772, S. 2. Vgl. Hermann Drüe: Die Entwicklung des Begriffs Selbstgeföhle in Philosophie und Psychologie, in: Archiv für Begriffsgeschichte 32, 1994, S. 285–305.

<sup>27</sup> Tetens [Anm. 9], S. 187.

<sup>28</sup> Beide Zitate ebd.

<sup>29</sup> Vor diesem Hintergrund wird die wolffianische Definition der Lust als Anschauung der Vollkommenheit explizit zurückgewiesen. Vgl. Schmid [Anm. 11], S. 267–270.

<sup>30</sup> Abicht [Anm. 8], S. 67. (Hervorhebung im Orig.).

Schmidt heißt es: „Jede Empfindung ist nichts anderst als das verschiedentlich modifizierte Selbstgefühl. [...] Jedes Vergnügen entsteht also eigentlich aus dem Gefühle eigener Vollkommenheit, und jedes Mißvergnügen aus dem Gefühl eigener Unvollkommenheit.“<sup>31</sup> Das Gefühl kommuniziert dem Subjekt den Zustand der eigenen Kräfte zwischen den energetischen Polen von Leichtigkeit und Widerstand als Formen von Lust und Unlust. „Wenn wir unsere leichten und muntern Beschäftigungen fühlen, so haben wir ein *angenehmes* Gefühl.“<sup>32</sup> Ebenfalls ganz jenseits von der angeschauten Vollkommenheit der Repräsentation beschreibt Schmid das Gefühl der Lust als positiven Rückkopplungseffekt in Bezug auf systeminterne seelische Prozesse:

Wenn die Gegenstände (und Organe als modificierende Gegenstände) unsres Vorstellungsvermögens so beschaffen sind und in einem solchen Verhältnisse zu uns stehen, dass sie der Empfänglichkeit desselben einen solchen und so vielen Stoff darbieten als dem Zwecke der *fortschreitenden Würcksamkeit* seines thätigen Vermögens an denselben *angemessen* ist: so entsteht das *Gefühl der Lust*.<sup>33</sup>

Der Welt- bzw. Objektbezug der Lust tritt gegenüber dem Selbstbezug völlig zurück. Lust liegt nicht in der Erkenntnis (in der Anschauung von Vollkommenheit), sondern entsteht, wenn die eigene Kraft „sich äussern kann“<sup>34</sup> und wenn's sich so anfühlt, als ob es vorwärts geht. Und dieses Fortschreiten wiederum ist kein absolutes, sondern ein relatives Fortschreiten in Relation zum erlebten vorangegangenen Augenblick.<sup>35</sup> Alles aber, was umgekehrt das Gefühl der eigenen „fortschreitenden Würcksamkeit“ blockiert oder einschränkt, sei es von außen oder von innen, kränkt das Selbstgefühl, erzeugt Unlust. Diese im Grunde (*avant la lettre*) fundamental-narzisstische Grundierung der menschlichen Seele im Gefühl ist gleichbedeutend mit der Konstituierung dessen, was als ‚Mensch‘ mit einer Psyche und einem ‚Gefühlsleben‘ dann allererst Gegenstand einer eigenständigen empirischen Wissenschaft werden kann. Wenn Gefühle von Lust und Unlust permanent die Rückkopplung und Modifikation des eigenen Systemzustands „im Strome der Zeit und dem damit verbundenen Wechsel der Empfindungen“<sup>36</sup> skandieren und jedes Gefühl wiederum die Bedingung für den nächsten seelischen Akt darstellt, der dann wieder gefühlt wird etc.<sup>37</sup>, dann individualisiert und verzeitlicht sich

<sup>31</sup> Schmidt [Anm. 26], S. 7f.

<sup>32</sup> Tetens [Anm. 9], S. 183. (Hervorhebung im Orig.). Diese Opposition von Anstrengung und Leichtigkeit als Kriterien für Lust und Unlust findet sich auch im 19. Jahrhundert immer wieder formuliert. Zum Beispiel bei Nahlowsky [Anm. 21], S. 87 f.

<sup>33</sup> Schmid [Anm. 11], S. 273. (Hervorhebung im Orig.).

<sup>34</sup> Ebd., S. 281.

<sup>35</sup> „Ob ein Zustand oder eine Reihe von Zuständen angenehm oder unangenehm sey, kann also nur aus dem Verhältniss des gegenwärtigen zu den vorhergehenden Zuständen beurtheilt werden.“ Ebd., S. 274.

<sup>36</sup> Kant [Anm. 23], Bd. 7, Abt. 1, Werke. Der Streit der Fakultäten. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, Berlin 1907, S. 231.

<sup>37</sup> Jede Modifikation und das Gefühl von ihr in der Seele „hat ihre bleibende Spur in ihrem Zustande und in ihren Kräften“, wodurch zugleich die „Anlage modifiziert zu werden“, sich verändert. Alle Zitate: Tetens [Anm. 9], Bd. 2, S. 416. Die Metapher der ‚Spur‘ benutzt auch Herder: „Welchen Bildern ein Mensch begegnet? Welche Erziehungsweise er genossen? Wie sich die Bilder bei ihm gemischt? Wie lang' er jedem Bilde, jeder Leidenschaft nachgegangen? – alles muß Spuren hinterlassen, wie das Wasser in einer Steinbildenden Höhle.“ Johann Gottfried Herder: Vom Erkennen und Empfinden in der menschlichen Seele 1774.1775.1778, in: Ders.: Werke, hg. v. Wolfgang Proß, Bd. 2: Herder und die Anthropologie der Aufklärung, Darmstadt 1987, S. 543–723, hier: S. 564.

die psychologische Erfahrung des Menschen auf eine Weise, die nur noch empirisch einholbar und als Geschichte zu erzählen ist.<sup>38</sup>

## 2. Bildung

Trotzdem kann man versuchen, für derart individualisierte Lust-/Unlustgefühle und die Geschichte des Subjekts, die sie bilden, allgemeine Regeln und Gesetze zu formulieren. Und dies geschieht in Metaphern der Lebens- und Bildungskraft, d.h. in Bildern eines Stoffwechsels zwischen System und Umwelt, der sowohl biologisch wie ästhetisch Ende des 18. Jahrhunderts paradigmatisch für das Denken des Menschen wird. Der psychologische und der biologische ‚Mensch‘ sind gleichursprünglich. Mit dem ‚Gefühl‘ wird ein Rückkopplungssystem in den Menschen eingeführt, das, insofern es Zuständlichkeiten der eigenen Kräfte kommuniziert und modifiziert, letztlich auf die dem lebenden Organismus zugrundeliegende Energie der Lebenskraft verweist und auf die mit ihr gegebenen medizinischen Kategorien der Gesundheit und Krankheit bzw. Jugend und Alter. „Vergnügen“, so formuliert Kant, „ist das Gefühl der Beförderung; Schmerz das einer Hindernis des Lebens. Leben aber (des Tiers) ist, wie auch schon einige Ärzte angemerkt haben, ein kontinuierliches Spiel des Antagonismus von beiden.“<sup>39</sup> Wenn das Gefühl als eine Grundkraft – oder doch als die erste Äußerung dieser Grundkraft<sup>40</sup> – mit der Lebenskraft des Organismus identifiziert wird, dann kann man entsprechend die Zu- und Abnahme dieser Kraft gemäß den biologischen Begriffen von Jugend und Alter beschreiben.<sup>41</sup>

Kant bezieht sich nicht nur bei der Bestimmung des Gefühls überhaupt, sondern auch in seiner Analyse der einzelnen Affektgefühle immer wieder auf die Rolle, die Gefühle bezüglich der Hemmung und „Beförderung der Lebenskraft“<sup>42</sup> spielen. In Analogie zur Krankheitstheorie des Schotten John Brown teilt Kant die Affekte (die ja jetzt zum Gefühls- und nicht mehr zum Begehungsvermögen gehören) in *sthenische* und *asthenische* ein, d.h. in solche, die die Lebenskraft erregen oder abspannen.<sup>43</sup> Immer wieder thematisiert Kant die Affekte nicht allein im Hinblick auf ethische, sondern auf medizinische Fragen<sup>44</sup>, d.h. im Hinblick darauf, wie einzelne Affekte sich auf die Lebenskraft auswirken bzw. wie sehr sie als „Vorsorge der Natur für die Gesundheit“<sup>45</sup> gelten können. Noch Hermann Lotze macht Mitte des 19. Jahrhunderts in seiner medizinischen Psychologie die Ansicht geltend, „dass im Ganzen des organischen Lebens die Gefühle passend angeordnet sind, um als Motive der Triebe Schädliches unangenehm, Nützlichem angenehm wahrzunehmen.“<sup>46</sup> Das „Gefühl beobachtet“<sup>47</sup> sozusagen die

<sup>38</sup> Ich folge hier der grundlegenden Arbeit von Campe [Anm. 4], S. 383–401.

<sup>39</sup> Kant, [Anm. 36].

<sup>40</sup> Vgl. Tetens [Anm. 9], S. 737: „Die Grundkraft der Seele kennen wir nicht. [...] Das Fühlen ist nur die erste Äußerung, die wir kennen.“

<sup>41</sup> Vgl. ebd., S. 743: „Von der natürlichen Abnahme der Seelenvermögen im Alter“.

<sup>42</sup> Kant [Anm. 36].

<sup>43</sup> Vgl. ebd.

<sup>44</sup> Vgl. ebd., S. 254f. u. S. 261–263.

<sup>45</sup> Ebd., S. 262.

<sup>46</sup> Hermann Lotze: *Medicinische Psychologie oder die Physiologie der Seele*, Nachdruck d. Ausgabe Leipzig 1852, Amsterdam 1966, S. 240.

<sup>47</sup> Ebd., S. 262.

Außenwelt, vermittelt über die Selbstwahrnehmung des eigenen Systemzustands. Das ist die eine Seite. Zugleich aber hat diese Selbstwahrnehmung einen rückkoppelnden Effekt auf das Gefühl, das durch jeden Akt des Außenweltbezugs zugleich im Inneren modifiziert wird. Mit anderen Worten: Die Seele *entwickelt sich* in einem permanenten Prozess aus stimulus und response. Denn die Seele, so formuliert es Tetens, hat als eine Grundkraft „das Vermögen, sich verändern zu lassen und zu fühlen“<sup>48</sup>, und sie folgt dabei einem grundlegenden Prinzip: „und dies Princip ist das Vermögen zu fühlen und mit perfektibler Selbstthätigkeit zurückzuwirken.“<sup>49</sup> Beim Fühlen als einem Prozess der Fremdreferenz, der über Selbstreferenz läuft, wird das Vermögen zu fühlen selbst permanent modifiziert: ja es wächst sogar das Vermögen, sich modifizieren zu lassen, d.h. die „innere Modifikabilität.“<sup>50</sup> Damit ist die seelische Entwicklung weder allein das Ergebnis angeborener Fähigkeiten noch der Effekt einer kausalen Einwirkung auf diese durch Lehrer und Erzieher, sondern ein immer schon laufender Prozess des Lebens, ein Entwicklungs- bzw. Bildungsprozess als rückkoppelnde Interaktion zwischen Organismus und Umwelt. Die Seele, so formuliert es Herder, „empfindet nach einzelner Bildung, und denket nach der Stärke ihrer geistigen Organen. Durch die Erziehung haben diese eine gewisse eigne, entweder gute oder widrige Richtung bekommen, nach“ – und das relativiert die Erziehung – „der Lage von Umständen, die da bildeten, oder mißbildeten.“<sup>51</sup> Faktoren der Entwicklung gibt es überall, weil sie als Umwelt auf einen Organismus treffen, der sie, solange er *lebt*, mit „perfektibler Selbstthätigkeit“ verarbeitet. Das Prinzip dieser Verarbeitung bestimmt Herder als das Genie des Menschen, d.h. als „das Maß der Innigkeit und Ausbreitung aller Erkennungs- und Empfindungsvermögen dieses Menschen“, und dieses wiederum als „seine Lebenskraft, seine Art.“<sup>52</sup> Und in der Tat sind es die Begriffe und Metaphern der neueren, nämlich epigenetischen Biologie, die hier Plausibilität schaffen. Tetens schreibt: „Wie überhaupt die Natur des Menschen nirgends allein ist, und nirgends abgesondert von dem Einfluß äußerer Dinge, sondern nur immer in der Verbindung mit andern das wirkt, was sie wirkt: so verhält es sich auch mit dem innern Princip der Bildung in dem Keim.“<sup>53</sup> Das Prinzip der Bildung besagt beim Keim wie bei der Natur des Menschen, dass Anlagen sich nur durch Einflüsse und Reize von außen entwickeln bzw. sich vermittelt über die Verarbeitung der Außenwelt selbst bilden.

Tetens überträgt damit eine Diskussion zwischen den biologischen Theorien von Evolution und Epigenese über Zeugung und Entwicklung lebender Organismen, die etwa zwischen Caspar Friedrich Wolff und Charles Bonnet geführt wird<sup>54</sup>, auf die Seele des

---

<sup>48</sup> Tetens [Anm. 9], Bd. 2, S. 374.

<sup>49</sup> Ebd.

<sup>50</sup> Ebd., S. 378.

<sup>51</sup> Johann Gottfried Herder: Über Thomas Abbts Schriften, in: Ders.: Werke, hg. v. Bernhard Suphan, Bd. 2, S. 257. Herder entwickelt hier eine „lange Allegorie“ (ebd.), um dafür zu werben, die Erziehung als Prozess zu denken, der abläuft, wie die „Formung“ (ebd.) des Körpers.

<sup>52</sup> Herder [Anm. 37], S. 654.

<sup>53</sup> Tetens [Anm. 9], Bd. 2, S. 529.

<sup>54</sup> Vgl. Caspar Friedrich Wolff: Theorie von der Generation, in zwei Abhandlungen erklärt und bewiesen, Berlin 1764. In dieser erweiterten Fassung seiner Dissertation von 1759 geht er auf Einwände von Albrecht von Haller und Charles Bonnet ein: Vgl. auch die Rezension der Wolff'schen Schrift in: Allgemeine deutsche Bibliothek (1769), Bd. 10, 1. St., S. 222–224.

Menschen. Die für die biologische Erklärung des Lebens alles entscheidende Frage nach der Zeugung und dem Wachstum lebendiger Körper sei auch „in Hinsicht der Seelenentwicklung“ zu stellen: „ob nämlich die Ausbildung der Vermögen eine *Evolution* schon vorhandener Naturanlagen, oder eine *Epigenesis* sey, die neue Vermögen hervorbringt, wozu vorher nicht mehr als die Empfänglichkeit sie annehmen zu können vorhanden war.“<sup>55</sup> Tetens hält diese Frage (trotz partieller Parteinahme für die Evolution) für schwer zu entscheiden, räumt aber dann in seiner Argumentation und seinem durchgeführten Vergleich zwischen körperlicher und seelischer Entwicklung der Epigenese das entscheidende argumentative Gewicht ein, indem er die Seele und ihre Entwicklung als rückkoppelndes Interaktionsgeschehen zwischen Organismus und Außenwelt denkt. Das führt dann zu der paradoxen Formulierung: „Die Ausbildung der Seele besteht in einer Epigenesis durch Evolution.“<sup>56</sup> Und auch Herder überblendet epigenetische Physiologie und Psychologie, und auch er rückt die Rolle des „Reizes“ in den Mittelpunkt, d.h. die Frage, welche Rolle die Interaktion von Außenweltreiz einerseits im Hinblick auf die Verarbeitungsautonomie des Innen andererseits spielt.<sup>57</sup> Steht die „Empfindung in ihrem Werden“ in Frage, dann spielt der Reiz des Außen strukturell und bezogen auf die Kraft des organischen Lebens, auf ihn zu reagieren, die entscheidende Rolle: „Im Abgrund des Reizes und solcher dunklen Kräfte liegt in Menschen und Tieren der Same zu aller Leidenschaft und Unternehmung.“<sup>58</sup> Noch entschiedener als Tetens ist Herder Anhänger der Epigenese nach Wolff und sieht daher „die Herausbildung des Körpers und der Seele als gleichzeitiges Ereignis.“<sup>59</sup> Körperzeugung und Ichbildung werden überblendet: „Was ich bin, bin ich geworden. Wie ein Baum bin ich gewachsen: der Keim war da; aber Luft, Erde und alle Elemente, die ich nicht um mich sazte, mußten beitragen, den Keim, die Frucht, den Baum zu *bilden*.“<sup>60</sup>

---

<sup>55</sup> Tetens [Anm. 9], Bd. 2, S. 434. (Hervorhebung im Orig.) ‚Evolution‘ ist im 18. Jahrhundert mit der Theorie der Präformation verknüpft, mit der Vorstellung also, dass Gott am Beginn der Schöpfung alle Keime geschaffen hat, die sich dann nur noch ent- bzw. auswickeln. Demgegenüber wird dann die Theorie der Epigenese gestellt. Vgl. hierzu die Arbeit von Helmut Müller-Sievers: *Epigenesis. Naturphilosophie im Sprachdenken Wilhelm von Humboldts*, Paderborn 1993, S. 9–52.

<sup>56</sup> Tetens [Anm. 9], S. 548. Schon in seiner Schrift über den Sprachursprung hatte Tetens den Begriff des „Wesens“ des Menschen ersetzt durch seine Fähigkeit, gemäß der äußeren Umstände „sich auszubilden“ (S. 7). „Eigentlich kann ein solches Wesen [der Mensch, J. F. L.] zu keiner Zeit, und an keinem Orte, in einem *blos natürlichen Zustande*, (statu mere naturalis) vorhanden seyn, das ist, nirgends und niemals kan die angeborne Natur dergestalt ganz allein wirksam seyn, daß nicht andere äussere Ursachen, von denen sie modificiret wird, in ihre Art zu wirken einen Einfluß haben und diese bestimmen sollten.“ Johann Nikolaus Tetens: *Über den Ursprung der Sprache und der Schrift*, Bützow, Wismar 1772, S. 8. (Hervorhebung im Orig.).

<sup>57</sup> Zu Herders Aufnahme und metaphorischen Verwendung der Epigenese vgl. Hans Dietrich Irmscher: *Der Vergleich im Denken Herders*, in: Johann Gottfried Herder. *Academic Disciplines and the Pursuit of Knowledge*, hg. v. Wulf Koepke, Columbia 1996, S. 78–97; und Natalie Binczek: ‚Im Abgrund des Reizes‘. Zu Herders „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele“, in: *Sexualität, Recht, Leben. Die Entstehung eines Dispositivs um 1800*, hg. v. Maximilian Bergengruen, Hubert Thüring u. Johannes F. Lehmann, München 2005, S. 91–112.

<sup>58</sup> Herder [Anm. 37], S. 673.

<sup>59</sup> Binczek [Anm. 57], S. 108.

<sup>60</sup> Herder [Anm. 37], S. 692.

Auch Christian Erhard Schmid, der die Kant'sche Begrifflichkeit weiter entfaltet, arbeitet in seiner Formulierung eines „Naturgesetz[es] des Gefühls der Lust“<sup>61</sup> mit Begriffen von „Stoff“, „Reiz“, „Kraft“ und „Bildungsfähigkeit“. So wie der Organismus, wie er im Rahmen der Epigenese seit Wolffs „Theorie von der Generation“ und den Arbeiten Blumenbachs beschrieben wird, den Stoff, den die Außenwelt bietet, als Reiz mittels der eigenen Bildungskraft verarbeitet und sich dabei autopoietisch ständig selbst hervorbringt<sup>62</sup>, so bezieht Schmid genau diesen Prozess auf die Gefühle von Lust und Unlust. Bildung, und das ist wohl eins der Geheimnisse der Karriere dieses (zwischen Schule und Leben changierenden) Begriffs in der Moderne, ist als ein Stoffverarbeitungsprozess Prinzip des Lebens und Lustquelle zugleich.

Bei Schmid geht es dabei zunächst um ein Angemessenheitsverhältnis zwischen Stoff und Kraft: Die Außenwelt ist der Stoff und wirkt durch Reize (oder, wie Beneke etwas später formuliert, durch „Bildungsmomente“<sup>63</sup>) auf die Kraft oder Tätigkeit des Organismus, der nun anhebt, den Stoff zu bearbeiten oder zu bilden. „Das Moment des Fortschreitens, Bildens ist das Moment der Lust. Das Moment des Gehindertwerdens, des vergeblichen Bestrebens zu bilden, ist das Moment der Unlust.“<sup>64</sup> Während sich der Begriff der Bildung hier zunächst noch allein auf das Ver- und Bearbeiten des Stoffes bezieht, kommt wenig später im Text das autopoietische Moment der Selbstbildung, bzw. das Moment der Rückkopplung hinzu. Die Geschichte des jeweiligen Geschehens zwischen Kraft und Stoff hat nämlich Konsequenzen für die Stärke der Vorstellungskraft und für die Stärke der Lust. Beider Intensitätsgrade stehen in Abhängigkeit von der *Geschichte* des Organismus: „Je stärker der Trieb der Vorstellungskraft überhaupt, und je mehr er jedesmahl gereitzt worden ist: um so *stärker* ist die *Lust*, wenn er in dem Stoffe seine Befriedigung findet.“<sup>65</sup> Und auch die Triebstärke der Vorstellungskraft steht in Abhängigkeit von den *bisherigen* Reiz- und Bearbeitungsereignissen: Sie ist „stark durch Uebung überhaupt – oder schwach aus Mangel an Uebung überhaupt.“<sup>66</sup> Im Sinne eines Trainingseffekts kann daher die Unlust von heute die Lust von morgen vorbereiten helfen. Und so gelangt man vom Naturgesetz des Gefühls doch wieder zur individuellen Geschichte des Organismus. Das System bringt sich selbst und seine durch Gefühle selbst konstituierte spezifische Strukturiertheit zu jedem neuen Gefühl jeweils mit. Tetens spricht von den „Folgen“ bzw. der „Spur“, die jedes Gefühl in der Seele hinterlässt. Beneke nennt das die „von den Gefühlen zurück-

---

<sup>61</sup> Schmid [Anm. 11], S. 273.

<sup>62</sup> Vgl. Johann Friedrich Blumenbach: Ueber den Bildungstrieb (Nisus formativus) und seinen Einfluß auf die Generation und Reproduction, in: Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Litteratur, 1, 1780, 5. St., S. 247–266; sowie ders.: Über den Bildungstrieb, Göttingen 1791.

<sup>63</sup> Beneke [Anm. 9], S. 222 u. S. 229.

<sup>64</sup> Schmid [Anm. 11], S. 282.

<sup>65</sup> Ebd., S. 283f. (Hervorhebung im Orig.).

<sup>66</sup> Ebd., S. 285. Ebenfalls wichtig ist die „Gewöhnung“. Ebd. Tetens begründet das neue Paradigma der „Uebung“ ausführlich: Tetens [Anm. 9], Bd. 2, S. 385–412. Vgl. auch den Gebrauch, den Lenz von Modellen rekursiver Rückkopplung und dem Begriff der Lebenskraft macht, wenn er die Konkupiszenz als Energie denkt, die nur durch richtigen Gebrauch gesteigert, durch falschen aber geschwächt wird. Vgl. hierzu Johannes F. Lehmann: Energie, Gesetz und Leben um 1800, in: Sexualität [Anm. 57], S. 46–49.

bleibenden inneren Spuren oder Angelegtheiten“<sup>67</sup> oder auch „Grundbildungen“<sup>68</sup> bzw. „zurückbleibenden Verknüpfungen“, die „höchst einflußreiche Momente für die psychische Ausbildung abgeben können.“<sup>69</sup>

Herbart formuliert diesen fundamentalen Gedanken einer Historizität der psychischen Bildung, in der die gebildeten Anlagen selbst zum Subjekt weiterer Entwicklung werden, dahingehend, dass die Geschichte des Systems sich auf die jeweilige und immer gegenwärtige Selbstbeobachtung auswirkt: „Unabsichtlich ist jeder sein eigener Zuschauer während seines ganzen Lebens, und eben dadurch gewinnt er seine eigene Lebensgeschichte. Auch bringt er diese Geschichte, und die aus ihr geschöpfte Kenntniss seiner Person, zu jeder Selbstbeobachtung mit.“<sup>70</sup> Hier ist der entscheidende Punkt explizit formuliert, dass Gefühle und Affekte nun *lebensgeschichtlich* fundiert sind.<sup>71</sup>

Und genau hier setzt die Möglichkeit und die Notwendigkeit einer modernen, dezidiert nicht mehr rhetorischen, sondern realistischen Literatur an, indem sie exakt diese Position des Gefühls im Sinne der permanenten Selbstbeobachtung simuliert, besetzt und ausweitet. Beschrieben werden nicht mehr Affektentitäten, sondern die ganze Komplexität von Gefühlen und die aus ihnen sich entwickelnden Affekte. Gerade weil den Affekten „lebensgeschichtlich geprägte Erlebniskomplexe und -interpretationen zugrundeliegen“<sup>72</sup>, klafft nun zwischen dem Allgemeinen der Sprache und dem systemspezifisch Individuellen von Gefühlen und Affekten eine für die moderne Literatur konstitutive Differenz. „Daß wir die Affekte zwar nicht ohne Sprache, aber auch nicht allein *durch* sie verstehen können, ist ein prinzipielles Problem, an dem sich vor allem die (individualistische) kulturelle Moderne abgearbeitet hat.“<sup>73</sup> Von hier aus nimmt die bewusstseinsforschende Literatur des „Es-war-ihm-als-ob“ ihren Ausgang, jene Literatur, die allererst möglich wird, wenn das „narrative Material ganz von der begrifflichen Analyse [des Affekts, J. F. L.] getrennt werden“<sup>74</sup> kann. Ich zitiere noch einmal Rüdiger Campe:

---

<sup>67</sup> Beneke [Anm. 9], S. 185. Eine Fundgrube für das neue Paradigma der „Ermüdung“ und die Beobachtung, dass Kräfte durch Nichtgebrauch sich selbst schwächen, ist wiederum Tetens [Anm. 9], Bd. 2, S. 736–743.

<sup>68</sup> Beneke [Anm. 9], S. 187: „Die in den Grundbildungen begründeten Gefühlverhältnisse werden sich auf alle zusammengesetzteren Bildungen fortpflanzen, in welche jene als Bestandtheile eingehen.“

<sup>69</sup> Ebd., S. 229.

<sup>70</sup> Johann Friedrich Herbart: *Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik*. Erster, synthetischer Theil, Nachdruck d. Ausgabe v. 1850, Amsterdam 1968, S. 18f.

<sup>71</sup> Vgl. hierzu den Aufsatz von Hinrich Fink-Eitel: *Affekte. Versuch einer philosophischen Bestandsaufnahme*, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 40, 1986, S. 520–542. Auch wenn mir dieser Beitrag in einigen Details der historischen Rekonstruktion ungenau erscheint, so arbeitet er die Relevanz der Affekte für jede Subjekttheorie und die Theorie des sprachlichen Ausdrucks gut heraus. Zum Erzählschema der Lebensgeschichte vgl. Johannes F. Lehmann: *Die Erfindung der Lebensgeschichte. Friedrich Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre“*, in: *Kalender kleiner Innovationen. 50 Anfänge der Moderne zwischen 1755 und 1856*. Für Günter Oesterle, hg. v. Roland Borgards, Almuth Hammer u. Christiane Holm, Würzburg 2006, S. 87–96.

<sup>72</sup> Fink-Eitel [Anm. 71], S. 539, Anm. 100.

<sup>73</sup> Ebd. (Hervorhebung im Orig.).

<sup>74</sup> Campe [Anm. 4], S. 392.

Waren die Erzählschemata der alten Affektenlehre (wer haßt wen in Hinsicht worauf?) immer auch schon die Definition des einzelnen Affekts, gibt es jetzt Fallberichte, an denen sich das Wirken der Leidenschaft zeigt, oder aus der Introspektion gewonnene Berichte, die den Wechsel der Zeit als subjektives Erleben vor Augen stellen.<sup>75</sup>

### 3. „Realismus“ seit 1770

Der *realistic turn*, wie er in der Literatur und ihrer Programmatik seit 1770 zu beobachten ist, lässt sich doppelt kennzeichnen: Einmal sieht man, wie die Darstellung komplexer psychologischer, als realistisch reklamierter Innenwelten in den Fokus der programmatischen Forderungen rückt. Statt ein „Skelet von Charakter“<sup>76</sup> aus den Handbüchern der Affekten- bzw. Temperamentenlehre zu ziehen<sup>77</sup>, wird gefordert, den „jetzigen Menschen“<sup>78</sup> mit der ganzen Geschichte seines Werdens darzustellen bzw. „das Herz des Menschen ganz zu entfalten“<sup>79</sup>. Um „die Seele gleichsam bei ihren geheimsten Operationen zu ertappen“<sup>80</sup> und nicht etwa „idealische Affektationen“ oder „Kompendienmenschen“ zu liefern, muss der „Menschenmaler“ die Bereitschaft mitbringen, sich „in Empfindungen hineinzuzwingen“<sup>81</sup>, d.h. sich einzufühlen und sich emotionale Innenwelten zu imaginieren. Zum andern sieht man, wie – man kann sagen: plötzlich – die erlebte Wirklichkeit, die nächste und aktuelle Umgebung der Dichter und die in ihr wirklich vorgefallenen Geschichten, zu Stoffen der Literatur werden. Geschichten, die das Leben schreibt, und dies ganz wörtlich, wenn etwa Goethe im Werther zitiert, was Kestner in seinem detaillierten Bericht über den Freitod Jerusalems aufschreibt, nämlich welches Buch dieser vor seinem Selbstmord aufgeschlagen liegen ließ: Emilia Galotti.<sup>82</sup>

---

<sup>75</sup> Ebd.

<sup>76</sup> Friedrich von Blanckenburg: Versuch über den Roman, Faksimile der Ausgabe von 1774, mit einem Nachwort v. Eberhard Lämmert, Stuttgart 1965, S. 208.

<sup>77</sup> Vgl. ebd.: „Denn die bloße Aeufferung der Leidenschaften einer Person, ihr bloßes Thun der Sache, so wie es ohngefehr aus dem Temperament und der jetzigen Lage der Person erfolgen kann, ist dem guten Dichter so wenig genug.“

<sup>78</sup> [Louis Sebastien Mercier, Heinrich Leopold Wagner]: Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus dem Französischen. Mit einem Anhang aus Goethes Briefftasche, Faksimiledruck nach der Ausgabe v. 1776, mit einem Nachwort v. Peter Pfaff, Heidelberg 1967, S. 198. (Hervorhebung im Orig.).

<sup>79</sup> Theaterzettel zur Münchner Aufführung von Schillers Räufern, zit. n. Gert Sautermeister: Die Räuber. Ein Schauspiel (1781), in: Schiller-Handbuch. Leben-Werk-Wirkung, hg. v. Matthias Luserke-Jacqui. Stuttgart, Weimar 2005, S. 1–45, hier: S. 9. In vielen Texten des Sturm und Drang ist das „Herz“ die Chiffre für das Gefühl bzw. das durch dieses grundierte Subjekt. Siehe hierzu Christian Kohlroß: Schillers Räuber oder die Neuerfindung der Subjektivität, in: Athenäum 16, 2006, S. 39–56, hier: S. 40.

<sup>80</sup> Schiller: Vorrede zu „Die Räuber“, in: Schillers Werke. Nationalausgabe, i. Auftr. d. Goethe und Schiller-Archivs u. d. Schiller-Nationalmuseums, hg. v. Julius Petersen u. Hermann Schneider, 3. Bd.: Die Räuber, hg. v. Herbert Stubenrauch, Weimar 1953, S. 5–8, hier: S. 5.

<sup>81</sup> Alle vier Zitate ebd., S. 5f.

<sup>82</sup> Der Hinweis auf Lessings Emilia, wie Goethe ihn aus der Wirklichkeit übernimmt, markiert vor diesem Hintergrund eine Zäsur im Umgang der Literatur mit Ereignissen der Wirklichkeit, da gerade Lessings Text 1772 einerseits unmittelbar aktuell ist, Lessing selbst aber in seiner Emilia stoffliche Aktualität mit seinem Bezug auf die Virginia des Livius gerade verweigert.

Dieses Zugleich von Innenweltimagination und Außenweltdokumentation lässt sich vor dem Hintergrund der diskursiven Freilegung des Gefühls, wie ich ihn oben beschrieben habe, verstehen: Wenn Gefühle in dauernder und notwendig gegenwärtiger Interaktion mit der Außenwelt eine Innenwelt organisch *bilden*, dann wird eben diese gegenwärtige Außenwelt zur Voraussetzung der Darstellung von Gefühlen und Affekten im Sinne der Erzählung empirischer Einzelfälle. Der Mensch als Vermittlungsrelais zwischen seiner Umwelt und ihrer spezifischen Verarbeitung gemäß den jeweiligen Vermögen, „mit perfektibler Selbstthätigkeit zurückzuwirken“<sup>83</sup>, wird zum Objekt für eine empirische Sammeloffensive. Gesammelt werden Geschichten (von denen Lenz redet), Fälle<sup>84</sup>, „Phänomene und Data“<sup>85</sup>, die – irgendwann – Antworten ermöglichen sollen auf die Frage: Was ist der Mensch? Das Darstellungsziel einer ‚realistischen‘ Psychologie und einer komplexen individuellen Innenwelt, wie es um 1770 immer wieder formuliert wird, erfordert daher auch die genaue und intime Kenntnis der Außenweltverhältnisse, die als die bildenden Umweltfaktoren des Innern nun mitzuliefern sind. So ist der Dichter „Schöpfer und Geschichtsschreiber seiner Personen zugleich.“<sup>86</sup> Innenwelten des Menschen imaginativ zu erforschen und sich ändernde Verhältnisse zu dokumentieren, sind neue Aufgaben für den Dichter. So ist der Mensch nicht mehr die Adresse für moralische Wahrheiten, die der Dichter im Sinne seines *docere* kommuniziert, sondern ein Untersuchungsgegenstand für Dichter als „Menschenforscher“. Und genau deshalb setzt nun das ‚realistische‘ Doppelspiel aus Erfindung des Innen und Dokumentation des Außen ein. Die *inventio* richtet sich nicht mehr auf die Fabel, sondern auf die Gefühls-Innenwelt eines Menschen. Zurückgebunden und gleichsam geerdet wird diese *inventio* durch die Verbindungen, die „aus der wirklichen Welt“ genommen werden sollen.

Um die emotionalen und motivationalen Kausalketten des Menschen unter dem Vergrößerungsglas extremer Emotionen wie der Verzweiflungstat einer Kindsmörderin oder eines Selbstmörders imaginieren und darstellen zu können (die Seite des Schöpfers), sind demnach die Bedingungen möglichst genau mitzuliefern (die Seite des Geschichtsschreibers). So wird es plausibel, wenn Dichter nun jene aktuellen und wirklich geschehenen Außenweltgeschichten nutzen, mit denen sie unmittelbar selbst in Berührung kommen. Die eigene soziale Umgebung (Lenz’ „Hofmeister“, „Der verwundete Bräutigam“, Goethes „Werther“) oder Nachrichten über lokale und aktuelle Ereignisse (Wagners „Kindermörderin“, Goethes „Urfaust“) sowie die Archive der Gerichte und der Erfahrungsseelenkunde werden nun zu Quellen des Stoffs.<sup>87</sup> Innerhalb dieses Rahmens wirklicher Geschichten aus der wirklichen Welt geht es um eine ‚realistische Psy-

<sup>83</sup> Tetens [Anm. 9], Bd. 2, S. 374.

<sup>84</sup> Vgl. zur „Epistemologie der Fallgeschichte“ Nicolas Pethes: Zöglinge der Natur. Der literarische Menschenversuch des 18. Jahrhunderts, Göttingen 2007, S. 266–283.

<sup>85</sup> Johann Gottfried Herder: Journal meiner Reise im Jahr 1769, historisch-kritische Ausgabe, hg. v. Katharina Mommsen unter Mitarbeit v. Momme Mommsen u. Georg Wackerl, Stuttgart 1983, S. 49. An vielen anderen Stellen spricht Herder vom Sammeln der Daten über das menschliche Herz zur Konstruktion einer Geschichte der menschlichen Seele, siehe auch S. 26 u. S. 30.

<sup>86</sup> Blanckenburg [Anm. 76], S. 379. (Hervorhebung im Orig.).

<sup>87</sup> Vgl. August Gottlieb Meißner: Skizzen. Erste Sammlung, Leipzig 1778, S. 96: „Wie oft würden wir in den Kriminalakten einer bestaubten Gerichtsstube manche Begebenheit antreffen, die zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens uns bessere Aufschlüsse, als ganze Quartanten so genanter tiefsinniger Menschenkenner, lieferte.“

chologie‘, d.h. um eine Darstellung von Emotionen, die jenseits ihrer moralischen Bewertung, gewissermaßen im Sinne von Krankheitsgeschichten („*historia morbi*“<sup>88</sup>) in ihrer Genese und bis an ihre Grenzen<sup>89</sup> ausgelotet werden: die Liebe, die Verzweiflung, die Melancholie, die Wut, die Raserei, die Rache. Shakespeare wird nicht zuletzt aufgrund seiner als realistisch gefeierten Darstellung von Emotionen zum Vorbild erkorren.<sup>90</sup>

Ähnlich wie Schiller, der in seiner Einleitung zum „Verbrecher aus Infamie“ sich an den „feinere[n] Menschenforscher“ und dessen „Seelenlehre“ wendet<sup>91</sup>, fordert auch Friedrich von Blanckenburg in seiner Theorie des Romans einen psychologischen Realismus, der dem Dichter vor allem die Aufgabe zuweist, das „Entstehen, Fortgehen und ganze *Werden* der Leidenschaft“<sup>92</sup> darzustellen und weniger den Ausbruch selbst:

Ich habe vom Shakespear gesagt, daß er die Vollziehung der Rache Makdufs vom Theater entferne; aber daß er sie nicht ehe entferne, als bis er uns nichts mehr von den Herzen, von den Leidenschaften der Personen zeigen kann. Mit diesen hat es der Dichter zu tun; diese führe er bis zur nöthigen Höhe.<sup>93</sup>

Die Bevorzugung der Empfindung gegenüber der Begebenheit<sup>94</sup> und die Fokussierung auf das „Innre der Personen“<sup>95</sup> bedingt aber zugleich die Notwendigkeit, „gewisse *Verbindungen*“<sup>96</sup> der Außenwelt, „deren Grundlage immer aus der wirklichen Welt genommen ist“<sup>97</sup>, mitzuerzählen. „So stehen natürlich die allerentferntesten Begebenheiten in einer Verbindung als Wirkung und Ursach, und nur dadurch in dieser Verbindung, daß sie zur *Bildung* unsrer Denkungsart, zur Formung unsers ganzen

---

<sup>88</sup> So zu lesen bei Johann Caspar Lavater: Vermischte Schriften, Bd. 2, Winterthur 1781, S. 127f: „*Historiam morbi* zuschreiben, ohne unten angeschriebene Lehren, a. b. c. d. – sagte mir einst Goethe, da ich ihm einige Bedenklichkeiten über seinen *Werther* an’s Herz legte – ist tausendmal nützlicher, als alle noch so herrliche Sittenlehren.“ (Hervorhebung im Orig.).

<sup>89</sup> Vgl. zum Konzept der „Grenzen des Menschen“ den Band: Die Grenzen des Menschen. Anthropologie und Ästhetik um 1800, hg. v. Maximilian Bergengruen, Roland Borgards u. Johannes F. Lehmann. Würzburg 2001, bes. S. 7–10.

<sup>90</sup> In diesem Sinne ruft Goethe in seiner Rede zum Shakespeare-Tag, wie „jeder, der sich fühlt“, also ausgehend von der Prämisse der selbstreferentiellen Fremdreferentialität („da ich alles nur durch mich kenne!“), sein berühmtes: „Natur, Natur! nichts so Natur als Shakespeares Menschen.“ Johann Wolfgang Goethe: Rede zum Shakespeare-Tag, in: Ders.: Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche, I. Abteilung: Sämtliche Werke, Bd. 18: Ästhetische Schriften 1771–1805, hg. v. Friedmar Apel, S. 9–12, S. 9 u. S. 11. Auch Blanckenburg beruft sich bei seiner Forderung nach komplexen und prozesshaften Emotionsdarstellungen auf Shakespeare und betreibt entsprechend ausführliche Lektüren.

<sup>91</sup> Friedrich Schiller: Verbrecher aus verlorener Ehre, in: Ders. [Anm. 80], Bd. 16: Erzählungen, hg. v. Hans Heinrich Borchardt, Weimar 1954, S. 7–29, hier: S. 7. Vgl. auch die unterdrückte Vorrede zu den Räufern, wo Schiller dafür plädiert, die „Seele gleichsam bei ihren verstohlensten Operationen zu ertappen“. Schiller [Anm. 80], S. 243–246, hier: S. 243. Die Franzosen seien in ihren Dramen dagegen nur „Zuschauer ihrer Wut, oder altkluge Professoren ihrer Leidenschaft.“ Ebd., S. 482.

<sup>92</sup> Blanckenburg [Anm. 76], S. 30. (Hervorhebung im Orig.).

<sup>93</sup> Ebd., S. 98.

<sup>94</sup> Vgl. ebd., S. 60 sowie S. 305–310.

<sup>95</sup> Ebd., S. 58.

<sup>96</sup> Ebd., S. 207. (Hervorhebung im Orig.).

<sup>97</sup> Ebd., S. 208.

Seyns mehr oder weniger beygetragen haben.“<sup>98</sup> Diese sind es, die die „Personen *individualisieren*.“<sup>99</sup> Statt oberflächlich und undifferenziert die Figuren auf der Höhe des Affekts rasen zu lassen, schlägt Blanckenburg vor, sich am „wirklichen Leben“<sup>100</sup> zu orientieren, d. h., wie Schiller schreibt, vor und hinter dieser Höhe, die Emotionen der Seele „in den veränderlichen Bedingungen, welche sie von außen bestimmten“<sup>101</sup>, darzustellen. „Das *Innere* und das *Aeußere* des Menschen hängt so genau zusammen, daß wir schlechterdings jenes kennen müssen, wenn wir uns die Erscheinungen in diesem, und die ganzen Aeußerungen des Menschen erklären und begreiflich machen wollen.“<sup>102</sup> Das Äußere wirkt allerdings nicht direkt kausal, sondern vermittelt, über ein Medium, nämlich das spezifisch verarbeitende Innere:

Die bloß äußern Umstände eines Menschen sind es nie, die ihn vermögen, eine Sache zu thun. [...] Wer sieht nicht, daß so zu sagen ein Medium ist, durch das die Person, oder die Begebenheit, hindurch gehen müsse, um irgend eine Wirkung auf eine andere zu machen. Dies Medium ist das Herz, die ganze Geists- und Gemüthsverfassung der Person, auf welche gewirkt wird.<sup>103</sup>

Blanckenburg fordert in seiner Romantheorie daher eine Darstellungslogik der Individualisierung über ein Ursache-Wirkungsverhältnis zwischen Innen (Emotion) und Außen (Wirklichkeit):

Der Dichter *muß* bey jeder Person seines Werks gewisse *Verbindungen* voraussetzen, unter welchen sie in der wirklichen Welt das geworden ist, was sie ist. Und hat er sie in seiner kleinen Welt geboren und erzogen werden lassen: so ist sie unter denen Verbindungen, die sich in seinem Werke befinden, und deren Grundlage immer aus der wirklichen Welt genommen ist, das geworden, was sie ist. Durch diese Verbindungen nun, das heißt mit anderen Worten, durch die Erziehung, die sie erhalten, durch den Stand, den sie bekleidet, durch die Personen, mit denen sie gelebt, durch die Geschäfte, welchen sie vorgestanden, wird sie gewisse Eigenthümlichkeiten erhalten; und diese Eigenthümlichkeiten in ihren Sitten, in ihrem ganzen Betragen, werden einen Einfluß auf ihre Art zu denken, und ihre Art zu handeln, auf die *Aeußerung* ihrer Leidenschaften, u. s. w. haben; so daß all' diese kleinen Züge aus ihrem Leben und aus ihrem ganzen Seyn, mit dem Ganzen dieser Person, in der genauesten Verbindung als *Wirkung* und *Ursache* stehen, – und wir folglich auch viel von diesen kleinern Zügen sehen müssen, so viel nämlich, als mit dem Hauptgeschäft der Personen bestehen kann, wenn wir nicht ein Skelet von Charakter vor uns haben, sondern die völlige, runde Gestalt derselben erkennen, und uns Rechenschaft von ihrem ganzen Thun und Lassen geben sollen.<sup>104</sup>

Will man dieser Programmatik folgen und viele kleine Züge sehen lassen, dann ist zu fragen, wie der Dichter das leisten kann. Da er aber selbst, so wie die Menschen, die er

<sup>98</sup> Ebd., S. 323.

<sup>99</sup> Ebd., S. 310. (Hervorhebung im Orig.).

<sup>100</sup> Ebd., S. 281.

<sup>101</sup> Schiller [Anm. 91], S. 9.

<sup>102</sup> Blanckenburg [Anm. 76], S. 263.

<sup>103</sup> Ebd., S. 260. Das Herz als Chiffre für Gefühl und Emotionalität im Sinne eines Doppels aus „bloß leidende[r] Reizbarkeit“ und Selbstbehauptungs- und Dichtungskraft gleichermaßen wird gefeiert von Friedrich Leopold Stolberg: Ueber die Fülle des Herzens. Deutsches Museum. 7. Stück, Juli 1777, S. 1–14.

<sup>104</sup> Blanckenburg [Anm. 76], S. 207f. (Hervorhebung im Orig.). Die Forderung der Darstellung „kleiner Züge“ geht, wie so oft im Sturm und Drang und wie so oft bei Blanckenburg auf Diderot zurück. Vgl. ders.: Lobrede auf Richardson, in: Ders.: Ästhetische Schriften, Bd. 1, aus d. Franz. übers. v. Friedrich Bassenge u. Theodor Lücke, Berlin, Weimar 1967, S. 403–418, hier: S. 408.

schildern will, ein Mensch ist, der von seiner Grundkraft des Gefühls her sich auf die Außenwelt bezieht, leuchtet ein, dass seine eigene persönliche, individuelle und *emotionale* Beziehung zur Außenwelt nun als Bedingung ästhetischer Produktion formuliert wird. Sei es, dass Goethe sagt: „Was der Künstler nicht geliebt hat, nicht liebt. Soll er nicht schildern, kann er nicht schildern.“<sup>105</sup> Nur aus dem eingeschränkten Erfahrungskreis eigener Anschauung kann der Künstler arbeiten: „Nur da, wo Vertraulichkeit, Bedürfnis, Innigkeit wohnen, wohnt alle Dichtungskraft, und weh dem Künstler, der seine Hütte verläßt, um in dem Akademischen Pranggebäuden sich zu verflattern!“<sup>106</sup> Sei es, dass Louis Sebastien Mercier angesichts der Komplexität des menschlichen Herzens („alle Leidenschaften zugleich schwellen den Ocean seiner Seele an“<sup>107</sup>) fordert, sich von den antiken Stoffen weg und hin zu den wirklichen Menschen der Gegenwart zu wenden: „Man hat die Alten studirt, und hat wohl daran gethan; aber bey ihnen wird man keine detaillirte Kenntniß der jetzigen Menschen finden. [...] Der Mensch, der durch Regierungsformen, Gesetze, Gewohnheiten modificirt wird, wird zum ganz andren Wesen als er erst war.“<sup>108</sup> Nicht nur die Verhältnisse sind in dauernder Veränderung begriffen, wie das schon Diderot dem Theaterdichter als Gegenstandskreis empfohlen hatte<sup>109</sup>, sondern auch die Menschen in ihnen sind als Produkt dieser Umstände dauernder Veränderung unterworfen, und beides zusammen ergibt die Forderung, den jetzigen Menschen aus der jetzigen Wirklichkeit zum Gegenstand zu nehmen. Sei es schließlich, dass Lenz von den „furchtbaren Geschichten“ spricht, „die, so wie sie wirklich geschehen, und wie ich deren hundert weiß, keine menschliche Feder aufzuzeichnen vermag.“<sup>110</sup> Geschichten aus Lenz' eigener unmittelbarer Umgebung, die er – seiner eigenen Poetologie des menschengöttlichen Standpunktes folgend – sich bemüht hat aufzuschreiben.<sup>111</sup> Und auch Lenz formuliert das Ziel der poetischen Darstellung als *Menschen*darstellung über die Kausalität von Innen und Außen, denn uns

<sup>105</sup> Goethe in: Mercier, Wagner [Anm. 78], S. 494.

<sup>106</sup> Ebd., S. 491.

<sup>107</sup> Ebd., S. 142. Luserke [Anm. 3], S. 95, nennt Merciers Text treffend ein „Kultbuch der jungen Sturm- und Drang-Autoren“. Freilich sehe ich den Grund für diesen Kult nicht allein in der Aufforderung, sich als Genie über Regeln hinwegzusetzen, sondern in dem, was dieser Aufforderung zugrunde liegt, nämlich in der geforderten Wende zur Aktualität und zur Wirklichkeit.

<sup>108</sup> Ebd., S. 198f.

<sup>109</sup> „Bedenken Sie daß täglich neue Stände entstehen.“ In: Diderot, Lessing: Das Theater des Herrn Diderot, aus d. Franz. übers. v. Gotthold Ephraim Lessing, mit Anmerkungen u. Nachwort v. Klaus-Detlef Müller, Stuttgart 1986, S. 159. Diderots Theatertheorie wird über die Lessingsche Übersetzung hinaus durch Hamann und Herder an die Stürmer und Dränger vermittelt. Auch Blanckenburg zitiert ausgiebig Diderot und zwar gerade auch dessen These von den veränderlichen Ständen. Blanckenburg [Anm. 76], S. 216f., S. 268, S. 340 u. S. 376–378.

<sup>110</sup> Jakob Michael Reinhold Lenz: Verteidigung des Herrn W. gegen die Wolken, in: Ders.: Werke und Briefe, Bd. 2: Prosa, hg. v. Sigrid Damm, Frankfurt/Main, Leipzig 1992, S. 713–736, hier: S. 733. (Hervorhebung J. F. L.). Vgl. zu Lenz' theologischem Argument für die Darstellung des wirklichen Unglücks meinen Aufsatz: Glückseligkeit. Energie und Literatur bei J. M. R. Lenz, in: Die Wunde Lenz. J. M. R. Lenz: Leben – Werk – Rezeption, hg. v. Inge Stephan u. Hans-Gerd Winter, Bern, Berlin, Brüssel u.a. 2003, S. 285–305.

<sup>111</sup> Dieser Standpunkt ist der des Mensch gewordenen Gottes: „Christus [...] hatte sich in einen Standpunkt gestellt das Elend einer ganzen Welt auf sich zu konzentrieren und durchzuschauen. Aber das konnte auch nur ein Gott“. Christus, „dessen Blick in die geheimsten Schlupfwinkel aller menschlichen Herzen drang“, ist das Vorbild für den Dichter. Jakob Michael Reinhold Lenz: Über die Natur unseres Geistes, in: Ders. [Anm. 110], S. 619–624, hier: S. 622f.

interessieren Handlungen nicht, „ohne davon den Grund in der menschlichen Seele aufzusuchen und sichtbar zu machen.“<sup>112</sup> Und genau deshalb kritisiert Lenz im Anschluss die „heutigen Aristoteliker“, die bloß „eine gewisse Psychologie für alle ihre handelnden Personen“<sup>113</sup> annehmen (nämlich „ihre eigene Psychologie“), und deshalb plädiert er demgegenüber für die Darstellung der „feinsten Adern der Leidenschaften“<sup>114</sup>. Gerade weil Lenz uns „die ganze Person in allen ihren Verhältnissen zeigen“<sup>115</sup> will, argumentiert er gegen die aristotelische Priorität des Mythos.

Um 1770 entsteht eine Programmatik, die Wirklichkeit und Aktualität fordert und der zugleich eine Theorie dichterischer Produktion vorgeschaltet ist, die – genau wie die Programmatik der Gegenstände – mit der Unterscheidung und strukturellen Kopplung von Emotion (Innenwelt) und Wirklichkeit (Außenwelt) operiert. D. h. die Theorie des Gefühls im Sinne einer Grundkraft der perfektiblen und selbsttätigen Rückwirkung ist sowohl relevant auf der Ebene der Gegenstände (indem nun Menschen mit ihren Gefühlen und ihrer Umwelt dargestellt werden sollen) als auch auf der Ebene der Produktionstheorie, die nun zweipolig formuliert wird: Einerseits gibt es die Seite der Rezeptivität: Das Genie nimmt seine Umwelt in besonderer Weise wahr, das impliziert die Dimension der Augenzeugenschaft bzw. des intensiven Dabeiseins<sup>116</sup>, und zwar vermittelt über das Gefühl. Jede Wahrnehmung, jede Veränderung der Seele wird „von einem dunklen Gefühl begleitet“<sup>117</sup> und das „Gefühl, und die Receptivität [sind] eins und dasselbige Vermögen. Die Seele nimmt etwas an, indem sie fühlet, und fühlet, indem sie sich modificiren läßt, und etwas annimmt.“<sup>118</sup> Umweltreferenz und Selbstreferenz im Gefühl liegt nun auch der Kunstproduktion zugrunde. Nach Goethe fühlt ein „gefühlvoller Künstler“<sup>119</sup>, wenn er seine Umwelt wahrnimmt, deren Komplexität als ihre Verbindungen und „Harmonien“: „Das Gefühl ist die Harmonie und vice versa. Und das ist es, was immer durch die Seele des Künstlers webt, was in ihm nach und nach sich zum verstandensten Ausdrucke drängt, *ohne durch die Erkenntnißkraft* durchgegangen zu seyn.“<sup>120</sup> Einen solchen Modus der Rezeptivität jenseits der Sukzessivität der Erkenntnis beschreibt auch Lenz in seinen Anmerkungen als die eine der beiden anthropologisch fundierten Quellen der Poesie: „So viel ist gewiß, daß unsere Seele von ganzem Herzen wünscht, weder sukzessiv zu erkennen noch zu wollen. Wir möchten mit einem Blick durch die innerste Natur aller Wesen dringen, mit einer Empfindung alle Wonne, die in der Natur ist, aufnehmen und mit uns vereinigen.“<sup>121</sup>

<sup>112</sup> Jakob Michael Reinhold Lenz: Anmerkungen übers Theater, in: Ders. [Anm. 110], S. 652. Vgl. ebd., S. 668: „Du sollst mir keinen Menschen auf die Folter bringen, ohne zu sagen warum.“

<sup>113</sup> Ebd., S. 652. (Hervorhebung im Orig.)

<sup>114</sup> Ebd.

<sup>115</sup> Ebd., S. 668.

<sup>116</sup> Blanckenburg [Anm. 76], S. 209, nutzt das als Argument dafür, den Dichtern die Sitten der eigenen Nation anzuempfehlen: Die individualisierenden Züge findet er hier besser, „da er seine Nation immer vor Augen hat.“ Bei Goethe heißt es: „Nur da, wo Vertraulichkeit, Bedürfniß, Innigkeit wohnen, wohnt alle Dichtungskraft“. Goethe in: Mercier, Wagner [Anm. 78], S. 491.

<sup>117</sup> Tetens [Anm. 9], S. 620.

<sup>118</sup> Ebd., S. 620f.

<sup>119</sup> Goethe in: Mercier, Wagner [Anm. 78], S. 491.

<sup>120</sup> Ebd., S. 490. (Hervorhebung J. F. L.)

<sup>121</sup> Lenz [Anm. 112], S. 646. Die andere Quelle ist die Nachahmung, das Zurückspiegeln des rezeptiv Aufgenommenen.

Erst von dieser über das Gefühl und dessen Selbstreferenz vermittelten Umweltreferenz her wird dann der zweite Schritt – die spezifische und eben ‚realistische‘ Produktivität des Künstlers bzw. des Genies – begründet und möglich: „Den Gegenstand zurückzuspiegeln, das ist der Knoten, die *nota diacritica* des *poetischen* Genies [...]“<sup>122</sup> In diesem Programm des ‚Realismus‘ ist das Emotionale und Subjektive und dessen spezifische Rezeptivität nicht der Feind einer objektiven Darstellung, sondern die Bedingung der Möglichkeit für jede Umweltreferenz überhaupt. Etwaige Einschränkungen an Objektivität sind so zwar nicht zu vermeiden. Besser aber überhaupt eine durch das Gefühl vermittelte Umweltreferenz als gar keine: „Jede Form, auch die *gefühlteste*, hat etwas Unwahres, allein sie ist ein für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der Natur an das Herz des Menschen zum Feuerblick sammeln. Aber das Glas! Wem’s nicht gegeben wird, wird’s nicht erjagen.“<sup>123</sup> Für die Realismustheorie des Sturm und Drang ist das Gefühl der Korrespondenzbegriff zur „Wirklichkeit“.<sup>124</sup>

Der ‚Realismus‘ um 1770 entsteht – vor dem Hintergrund der diskursiven Freilegung des Gefühls – als ein Innenweltrealismus, der zugleich nur über einen neuen Außenweltrealismus zu haben ist. Die Rekurrenz auf die Begriffe ‚Gefühl‘ und ‚Selbstgefühl‘, wie sie seit 1770 die Rede über den Menschen strukturieren, ist ein Korrelat der von nun an immer wieder formulierten Tatsache, dass Fremdreferenz nur über Selbstreferenz hergestellt werden kann. In diesem selbstreferentiellen Sinne eines „Ich fühle mich! Ich bin!“<sup>125</sup> kann man dann auch sagen: „Gefühl ist alles.“ Und umgekehrt ist es gerade das Gefühl, das sich als Innen gegen die Außenwelt abschließt, das den Blick auf die Wirklichkeit als Bedingung dieses Innen zuallererst öffnet.

---

<sup>122</sup> Ebd., S. 648. (Beide Hervorhebung im Orig., „poetisch“ im Text gesperrt).

<sup>123</sup> Goethe in: Mercier, Wagner [Anm. 78], S. 486. (Hervorhebung J. F. L.).

<sup>124</sup> An dieser Stelle möchte ich Heinrich Bosse danken, da die ersten Anstöße zum Nachdenken über die Wirklichkeitsreferenz der Literatur seit 1770 von ihm ausgegangen sind und zurückgehen auf ein gemeinsam gehaltenes Seminar in Freiburg (WS 2000/2001) mit dem Titel: „Wirklichkeits Spuren in der Literatur des 18. Jahrhunderts“.

<sup>125</sup> Johann Gottfried Herder: Zum Sinn des Gefühls, in: Ders. [Anm. 37], S. 243–250, hier: S. 244.